

DOMICIL NEWS

DOMICIL BAUT BRÜCKEN BEIM WOHNEN

1/2013



**WOHNEN UND
SOZIALE VERANTWORTUNG**

Liebe Leserin, lieber Leser



Ja, wir wissen es alle: Die Situation auf dem Wohnungsmarkt in der Stadt Zürich ist extrem angespannt, und es wird nicht besser. Jede günstige Wohnung, die wir vermitteln können, ist ein kleines Wunder. Dank der Hartnäckigkeit und Professionalität unseres Teams, der Kooperation unserer Partnerinnen und Partner auf Vermieterseite und manchmal wohl auch einer Portion Glück.

Aber: Wir wollen jetzt an dieser Stelle nicht klagen, nicht jammern, nicht schwarz sehen – sondern uns konzentrieren auf durchaus Erfreuliches. Und das gibt es! Erstens gibt es immer wieder grosszügige und hilfsbereite Menschen und erfreuliche Kontakte im Rahmen unserer Arbeit: private Vermieterinnen und Vermieter, die ihren Teil beitragen wollen und uns eine Wohnung zur Verfügung stellen für jemanden, der sonst keine Chance hätte. Dann auch unsere Partnerinnen und Partner bei den Genossenschaften und den Immobilienverwaltungen. Wir schätzen unser Netzwerk, es ist gut abgestützt und weit verzweigt. Das heisst: Wir werden getragen und gestützt: von Ihnen – als Mitglied, Spenderin oder Spender oder als Wohnraumanbieter. Das freut uns. Das brauchen wir. Das hilft. Mehr dazu finden Sie im Text über soziale Verantwortung und Wohnen auf Seite 3.

Freude sehen wir auch in den leuchtenden Kinderaugen, wenn wir die Texte und Fotos der Familien bekommen, die unsere Stiftungsrätin Erika Keil für den Newsletter besucht und porträtiert. Wenn dann die ersehnte Wohnung gefunden ist, wenn spürbar wird, was das für eine Familie bedeutet, wie wichtig das für die Kinder ist: Das tut gut. Auch uns! Immer wieder. Familie H. erzählt auf Seite 10 von ihrem neuen Wohnglück. Und auf Seite 8 lernen Sie Familie M. kennen, der wir intensiv helfen. Die siebenköpfige Familie lebt in einer viel zu teuren und zu kleinen Wohnung. Was die Situation noch erschwert, ist der Zustand des Wohnhauses. Doch lesen Sie selbst.

Auch wenn das auf den ersten Blick nicht so aussehen mag: Wenn es Menschen gibt, die sich das Wohnen in der Stadt nicht mehr leisten können – dann hat das auch einen Einfluss auf diejenigen, denen es besser geht und die in der Stadt bleiben. Das Stichwort dazu heisst: Differenz. Was wir alle von Differenz und Urbanität haben, erklärt der Soziologe und Stadtforscher an der ETH, Prof. Dr. Christian Schmid, im Gespräch auf Seite 5.

Lesen Sie unseren Newsletter, bleiben Sie uns weiterhin treu. Wir brauchen Sie! Und: Danke für alles!

Annalis Dürr, Geschäftsführerin

Neue Wege: Domicil auch im Kanton Zürich?

«Domicil Plus» heisst das Projekt, mit dem Domicil auf die immer prekärere Wohnungsmarktsituation in der Stadt Zürich reagieren will. Seit bald 19 Jahren arbeitet Domicil in der Stadt und vermittelt Wohnungen an sozial und wirtschaftlich benachteiligte Menschen. Das Geschäftsmodell hat sich bewährt und ist erfolgreich. Weil es immer weniger günstige Wohnungen in der Stadt gibt, aber immer mehr Menschen, die eine bezahlbare Wohnung dringend brauchen, möchte Domicil sein Tätigkeitsgebiet auf den Kanton Zürich ausdehnen. Von einer Erweiterung verspricht sich die Organisation ein grösseres Potenzial an bezahlbaren Wohnungen und neue Möglichkeiten zur Wohnraumbeschaffung. Zudem möchte sie auf die grosse Nachfrage der Gemeinden im Kanton Zürich reagieren. 2012 wollten über zwanzig Gemeinden die Dienstleistungen von Domicil beanspruchen. Domicil selber soll dadurch auf lange Frist unabhängiger werden, weil neue Auftraggeber hinzukommen und neue Kooperationen gebildet werden können. Das Pilot-Projekt «Domicil Plus» dauert insgesamt drei Jahre und soll noch dieses Jahr gestartet werden.

Working Poor-Familien mit Migrationshintergrund

Das Projekt «Wohnintegration Plus» gibt es seit Anfang 2012. Es ist gut angelaufen! Domicil ist zur Zeit für rund 750 Mietverhältnisse verantwortlich. In 163 Fällen handelt es sich um Familien ohne Sozialhilfe, die am Existenzminimum leben. Meistens sind es Familien mit Migrationshintergrund. Sie riskieren immer wieder, ihre Wohnung zu verlieren, weil sie die Miete nicht bezahlen können oder ihr Wohnverhalten das Mietverhältnis gefährdet. Die Begleitung dieser Familien ist so aufwändig und intensiv, dass Domicil den Aufwand aus den vorhandenen Ressourcen nicht decken kann. Weil der Grundsatz gilt, «ohne Wohnung keine Integration», ist aber alles daran zu setzen, dass diese Mietverhältnisse nachhaltig gesichert werden können. Deshalb soll «Wohnintegration Plus» zwei Jahre länger laufen. Das Projekt «Wohnintegration Plus» für die Intensivbetreuung mehrfach belasteter Working-Poor-Familien mit Migrationshintergrund muss mit Hilfe von Stiftungen und privaten Spendern finanziert werden. Für die Projekterweiterung ab 2013 über 24 Monate sind insgesamt 72 000 Franken notwendig. Die Finanzierung ist noch nicht vollumfänglich gesichert.

Floria Flügel, Verantwortliche für Kommunikation

WER IST FÜR WAS VERANTWORTLICH?

Text: Christine Loriol

Was soziale Verantwortung und Wohnen miteinander zu tun haben. Vier Expertinnen und Experten im Gespräch.

In der Stadt Zürich eine bezahlbare Wohnung zu finden, ist für immer mehr Menschen eine grosse Herausforderung. Für Familien mit schmalen Budget, mit vielen Kindern und mit Migrationshintergrund ist es zusehends aussichtslos. Domicil kann manchmal immer noch helfen. Aber auch das wird schwieriger: 2012 hätte Domicil 130 Wohnungen finden wollen, aber nur 100 konnten akquiriert werden. «Und der Aufwand dafür wird immer grösser», sagt Annalis Dürr, Geschäftsleiterin von Domicil. Dass viele Anbieter ihre soziale Verantwortung wahrnehmen, erleben sie und das Domicil-Team: «Gerade auch bei grösseren Unternehmen gehört das heute einfach dazu, schnörkellos und selbstverständlich,» sagt Annalis Dürr.

Auch wenn das, was im Englischen «Corporate Social Responsibility» heisst, in Deutsch schlicht als «Unternehmensverantwortung» bezeichnet wird. Das Wort «sozial» dient hierzulande offenbar nicht der Imagebildung. Dazu Annalis Dürr: «Wir mussten merken, dass «soziale Verantwortung» kein Motivator war. Mittlerweile ist es sogar eher heikel, das Wort «sozial» zu verwenden. Denn «sozial» wird mit «Sozialfällen» verbunden. Und in der Wahrnehmung heisst das: Sozialfälle gleich Probleme.» Domicil hat darauf reagiert. «Wir stellen uns als Betrieb vor, der

Menschen bei der Wohnungssuche unterstützt und die Solidarität übernimmt.» Das heisst: «Wir verkaufen unsere Dienstleistung, nicht unsere Werte.»

Auch der Mieter ist Kunde

Mit immer grösserem zeitlichen Engagement muss Domicil die direkten Ansprechpartner in den Unternehmen überzeugen, auch wenn «soziale Verantwortung» von oben gewissermassen festgelegt wird. Hans-Urs Baumann ist Direktor und Leiter der Niederlassung Zürich der Livit AG. Er war Architekt und ist seit 15 Jahren in der Immobilienbranche tätig. Man müsse als Unternehmen heute anders denken, sagt er: «Nicht nur der Eigentümer ist unser Kunde, der Mieter auch. Da werden wir in Zukunft noch mehr gefordert sein.» Von der Zusammenarbeit mit einer Organisation wie Domicil ist er überzeugt: «Wenn wir die Möglichkeit haben, Domicil zu unterstützen, wenn wir die Liegenschaft dazu haben, wenn der Eigentümer dazu bereit ist – dann nutzen wir das auch.» Hinzu kommt das seit drei Jahren laufende Projekt «Mieter Spezialbetreuung» der Livit AG. Wenn es zu Sanierungen mit Kündigungen kommt, werden den Mietern neue Wohnungen vermittelt. «Damit haben wir grossen Erfolg, auch bei den Eigentümern.» 600 Mietparteien wurden bis anhin so betreut.

Martin Hofer, Wüest & Partner

«Der Wohlstand ist gestiegen. Je mehr Geld man hat, desto grösser der Hunger nach Fläche.»

Auf einen anderen Aspekt verweisen die Aussagen von Martin Hofer – nämlich auf die Verantwortung jedes einzelnen. Martin Hofer ist seit mehr als 25 Jahren in der Bau- und Immobilienbranche tätig: zuerst als Architekt, seit 23 Jahren bei Wüest&Partner, mittlerweile auch als Partner und Verwaltungsratspräsident – und er ist auch Mitglied im Stiftungsrat von Domicil. Als auffälligste Veränderung bezeichnet er die Umkehrung von der Stadtflucht der Siebziger Jahre in eine Landflucht, die Ende der Neunziger begann: «Es haben ja schon über 400 000 Menschen in der Stadt gewohnt. Das Problem ist, dass wir jetzt alle mehr Platz brauchen. Und von 200 000 Wohnungen in der Stadt sind 50 Prozent Einzelhaushalte. Und noch einmal 30 Prozent aller Wohnungen werden von zwei Personen belegt. Der Kleinhaushalt dominiert in der Stadt. Und die einzelne Wohnung hat immer mehr Quadratmeter.»



Badenerstrasse mit Blick auf den Neubau der Genossenschaft Kalkbreite.

Probleme als Zeichen von Erfolg

Ein Grund dafür sei der Wohlstand: «Je mehr Geld man hat, desto grösser wird der Hunger nach Fläche.» Dazu kämen gesellschaftliche Veränderungen wie das höhere Lebensalter und vermehrte Trennungen und Scheidungen. «Und letztlich auch die Attraktivität der Stadt als Hochschulstadt, Kunststadt, als angesagte Stadt.» Martin Hofer: «Das heutige Problem ist auch ein Zeichen von Erfolg.» Doch dieser Erfolg komme an seine Grenze: «Die Leute wollen und können nicht mehr so viel ausgeben. Man wird sich besinnen. Der Ruf nach dem «affordable housing» wird lauter. Jetzt geht es eher wieder Richtung kleiner, kompakter, schlauer. Neue Be-

scheidenheit? «Eindeutig. Das wird sich auch im Wohnungsmarkt zeigen. Zürich hat aber noch viel Potenzial zum Verdichten.»

Margrit Hugentobler, Leiterin des ETH Wohnforum – ETH CASE und ebenfalls Mitglied im Domicil-Stiftungsrat, arbeitet mit ihrer Forschungsgruppe u.a. an Fragen wie «Was haben soziale, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Veränderungen mit Wohnungsbau zu tun?» An der nächsten Tagung des Wohnforums vom 19. April 2013 geht es deshalb um die Frage nach der Teilhabe und Verfügungsgewalt bezüglich knapper Gemeingüter und darum, wie die «Stadt der Zukunft» gestaltet wer-

den soll. Margrit Hugentobler: «Architektur ist keine Kunst für sich allein. Sie reagiert auch auf gesellschaftliche Entwicklungen. Wohnen ist ein menschliches Grundbedürfnis, kein Luxusgut. Es gibt eine gesellschaftliche Verantwortung, dieses Bedürfnis zu decken. Wir müssen uns dem Thema stellen. Die ETH hat als Architekturschule einen guten Ruf. Umso wichtiger ist es, bei den Studierenden das Bewusstsein zu wecken, dass es nicht nur um Erscheinungsbild und um städtebauliche Qualitäten geht, sondern auch um die Funktion und den Preis dessen, was sie bauen werden.»

«STÄDTE SIND ORTE DER DIFFERENZ»

Interview: Christine Loriot



Ein Gespräch mit Christian Schmid, Soziologe und Stadtforscher an der ETH Zürich, über Urbanität und darüber, warum es für alle wichtig ist, dass nicht nur einige sich leisten können, in der Stadt zu wohnen.

Prof. Dr. Schmid, Sie forschen u.a. über die Entwicklung der Stadt Zürich. Wie entwickelt sich Zürich denn?

Zur Zeit beobachten wir Zürich sehr genau, weil wir uns in einem Forschungsprojekt mit Urbanität befassen. Es geht darum, welche urbanen Kräfte sich entfalten, wie Menschen in der Stadt miteinander umgehen und welche urbanen Qualitäten eine Stadt entwickelt. Interessant ist: Einerseits wird das Städtische, wird Urbanität von Vielen gefordert. Urbanes Wohnen liegt heute im Trend. Vor vierzig Jahren war das anders. Damals suchten die Menschen eher das Leben im Grünen, man wünschte sich ein Einfamilienhaus, mehr Platz, mehr Ruhe. Viele fanden es zu eng und zu wenig attraktiv in den Städten. Das hat sich sehr stark verändert, was auch mit unserem veränderten Lebensstil zu tun hat: Wir leben flexibler und in Umständen, die instabiler und ungewisser sind. Deshalb suchen wir Alltagssituationen, die uns viele Möglichkeiten erlauben. Das Städtische bietet das. Ein einfaches Beispiel: Man kommt nach Hause, hat spontan noch Besuch, will rasch eine Flasche Wein kaufen. Kann man das oder kann man das nicht? Oder muss man ins Auto steigen, um an einem Tankstellenshop noch etwas zu bekommen?

Im Thurgau wehrt sich zur Zeit ein Gemeindepräsident dagegen, dass in seiner Gemeinde der Geldautomat verschwindet. Er findet: Ein Dorf ohne Bankomat geht gar nicht.

Genau. Es kann an den Rändern schwierig werden, einfachste Angebote aufrecht zu erhalten. Konsum ist die eine Seite.

Ebenso wichtig ist: Das urbane Leben bedeutet auch Auseinandersetzung. Orte des Austauschs und der Begegnung im öffentlichen Raum sind ein wichtiger Aspekt des Städtischen. Hier gibt es viele verschiedene Menschen, die sich begegnen, die sichtbar sind im Raum und miteinander etwas zu tun haben. Dieser Aspekt hat in den letzten Jahren auch eine viel grössere Bedeutung erhalten. Das hat unter anderem damit zu tun, dass in unserer Gesellschaft Innovationen wichtig sind. Innovationen ergeben sich oft durch ungeplantes, überraschendes Zusammentreffen. Es geht also um Menschen, die sich begegnen, sich austauschen und daraus etwas Neues entstehen lassen. Wir verwenden dafür den Begriff Differenz. Städte sind Orte der Differenz. Und Differenz meint, dass unterschiedliche Menschen aufeinandertreffen und miteinander interagieren. Das ist nicht nur friedlich und harmonisch, es hat immer auch mit Konflikten zu tun.

Was hat der Einzelne davon, wenn es in der Stadt noch andere – und zwar viele verschiedene andere – gibt. Warum kann ihm das nicht egal sein?

... weil das Auseinandersetzungen provoziert. Weil daraus ein viel offeneres Bild der Welt entsteht. Wenn man nur auf seiner eigenen Insel sitzt und sich abschottet – das muss nicht nur das Dorf sein, es kann auch in einer «gated community» geschehen oder wenn man nur noch über Fernsehen und Internet mit der Welt kommuniziert. Wenn man keine direkte

Prof. Dr. Christian Schmid

Christian Schmid ist Geograph, Soziologe und Stadtforscher. Er ist Titularprofessor für Soziologie am Departement Architektur der ETH Zürich und Forscher am ETH Studio Basel/ Institut Stadt der Gegenwart. Er forscht im Rahmen des Nationalfondsprogramms NFP 65 «Neue urbane Qualität» u.a. über Zürich Nord und die Langstrasse.

«Innovationen ergeben sich oft durch ungeplantes, überraschendes Zusammentreffen. Es geht also um Menschen, die sich begegnen, sich austauschen und daraus etwas Neues entstehen lassen.»

Auseinandersetzung mit anderen Menschen mehr hat, wird das Leben nicht nur langweiliger, sondern es entsteht auch ein Realitätsverlust. Darum sind die Städte so wichtig. Sie sind eine Möglichkeit, mit der Realität in Austausch zu treten.

Der Einzelne müsste lernen zu verstehen, dass es gut ist für ihn, wenn nicht alle so sind wie er selber ist?

Könnte man sicher sagen. Das könnte ein Ziel einer positiv auf die Zukunft ausgerichteten Gesellschaft sein. Man muss aber auch aufpassen: Es geht ja nicht darum, jemandem ein urbanes Leben aufzudrängen. Es gibt heute aber viele Menschen, die ein solches Leben wollen und genau diese Offenheit suchen. Neben dem konsumistischen Aspekt sehen sie das als wichtigen Teil ihrer Lebens- und Alltagsqualität. Und das ist heute das Drama: Dass es nicht gelingt, diese Wünsche zu erfüllen. Auf der einen Seite werden Differenzen und spannende Situationen zusehends abgeschwächt, eingehegt, nivelliert. Es wird ein Alltagsmodell propagiert, das dem Anderen, dem Unerwarteten, eigentlich keine Luft mehr lässt, sich zu entfalten. Einerseits wird das urbane Leben kommerzialisiert, man versucht, aus städtischen Situationen möglichst hohe Renditen zu erzielen. Andererseits wird auf der politischen Seite versucht, alles ordentlich, ruhig und ungestört zu halten. Alles, was eine andere Seite der Welt zeigt – beispielsweise das Sexbusiness –, möchte man gerne irgendwohin auslagern, wenn es sich schon nicht ausschalten lässt. Diese Politik wird in Zürich seit zehn, fünfzehn Jahren ziemlich intensiv betrieben und sie zeigt ihre Folgen: Das Stadtbild verändert sich rasch, die Lebendigkeit und die Urbanität nehmen durch diese Art von Massnahmen deutlich ab.

Ist es so: am Schluss ist es für diejenigen, die sich das Wohnen der Stadt noch leisten können, auch nicht gut, wenn nur noch sie in der Stadt wohnen können? Kann es sich die Stadt eigentlich nicht leisten, denjenigen, denen es hier zu teuer wird, zu sagen: geht doch einfach aus der Stadt?

Das ist so. Man darf das aber nicht zynisch formulieren oder in einer konsumistischen Haltung Armut gar als pittoresk wahrnehmen! Man muss vorausschicken: Selbstverständlich wäre es besser, wenn es Armut nicht gäbe. Aber wenn es sie denn gibt, ist es sicher besser, wenn sie sichtbar ist und präsent an den Brennpunkten der Gesellschaft. Die verschiedenen Teile der Gesellschaft sollten in der Stadt präsent sein. Das ist sehr wichtig, auch für den wohlhabenden Teil der Bevölkerung. Denn nur durch diese Spannung kommt eine

gesellschaftliche Dynamik zustande. Es gibt viele Städte, die nur noch aus Ghettos bestehen: Ghettos von Armen, von Immigranten, von Reichen. Das ist nicht spannend, und es tut einer Stadt nicht gut. Und es tut einer Gesellschaft nicht gut.

Soziale Verantwortung heisst also: Auch wenn ich es mir leisten kann, in der Innenstadt zu wohnen, kann es mir nicht egal sein, wenn es andere gibt, die sich das nicht mehr leisten können. Denn es beeinflusst meinen Lebensraum – also wäre es intelligenter, das wahrzunehmen.

Ja. Und der öffentliche Raum ist ja auch eine Ressource. Man sollte nicht nur an die Menschen denken, die in der Stadt wohnen. Der öffentliche Raum ist ja auch Treffpunkt. Wenn man beklagt, dass sich die Langstrasse rapide verändert und gentrifiziert wird, dann ist das Problem nicht nur, dass die Langstrasse für einen Flaneur weniger attraktiv ist. Sondern das Problem ist, dass die jetzt noch vorhandenen Läden, Werkstätten und Ateliers Treffpunkte sind. Das sind alltägliche Knotenpunkte von sozialen Netzen. Und diese sind idealerweise im Zentrum angesiedelt und gut erreichbar. Das ist ein gesellschaftlicher Wert. Es geht auch darum, welche Aktivitäten in einer Stadt noch stattfinden können.

Wird dieser Aspekt fast ein bisschen unterschätzt?

Er wird massiv unterschätzt, und das seit langem. Es wird zu leicht gesagt, wer verdrängt werde, könne ja woanders hin. Aber Schwamendingen wird nicht einfach so zu einem Treffpunkt wie das die Langstrasse war. Es herrschen dort ganz andere Bedingungen vor. Und es bleibt eine periphere Lage.

Ein anderer Aspekt ist die kreative Energie einer Stadt: Und dazu gehören gerade auch die jungen Kreativen. Sie sind auf Orte angewiesen, an denen sie etwas ausprobieren können. Die berühmten Freitag-Taschen sind genau an einem solchen Ort entstanden, in einer alten Fabrikhalle in Zürich-West. Das war zu Beginn eine Idee und kein grosses Business. Viele Leute, die sehr innovativ sind, sind auf solche Räume angewiesen. Zürich ist heute eine sehr kreative Stadt. Man vergisst jedoch, dass Zürich in den Siebziger Jahren fast das Gegenteil war, unglaublich borniert und bieder. Das hat 1980 in einer sozialen Explosion gemündet, die letztlich viel verändert hat. Die Achtziger Jahre waren sehr aufregend und die Neunziger haben stark von diesem Aufbruch und dieser Öffnung gezehrt. Zürich wurde zu einer kulturell wichtigen Stadt. Doch diese Freiräume, die sich öffneten – gesellschaft-

lich und materiell – werden zunehmend wieder enger. Zürich ist zu einer Boomtown geworden, in der fast jeder Quadratmeter vergoldet wird. Es hat fast keinen Raum mehr zum Experimentieren. Parallel dazu wird Zürich aber auch politisch wieder sehr viel engstirniger und ängstlicher. Die Angst wächst wieder, man könnte die Kontrolle über die Stadt verlieren.

Müssten wir Zürich mehr Sorge tragen?

Wir müssten mit mehr Selbstbewusstsein zu unserer urbanen Kultur stehen. Das gilt nicht nur für Zürich. Es gibt in der Schweiz an vielen Orten eine starke urbane Kultur. Aber sie ist konfrontiert mit einer anti-urbanen Kultur, mit einer Kultur, die Angst hat vor urbaner Differenz. Dabei braucht es nicht überall dieselbe Art von Urbanität. Darum geht es nicht, sondern nur darum, dass es Orte gibt, an denen Urbanität möglich ist – und dass man die entsprechenden Orte nicht zerstört. Es hat in den letzten Jahren eine deutliche Verschiebung stattgefunden: Die einen sind in die Stadt gezogen, weil sie Urbanität suchen. Die anderen sind aus der Stadt weggegangen, weil sie genau das nicht wollten. Dass es beides gibt, muss man akzeptieren. Verschiedenheit ist ein Fundament dieses Landes, und insofern muss man auch die urbane Tradition als Teil der Schweiz akzeptieren. Urbanität ist ein konstitutiver Teil unseres Landes, und das nicht erst seit heute.

Jetzt doch noch einmal nach vorne geschaut: Wie geht es weiter?

Wir haben nicht nur die Langstrasse untersucht, sondern auch Zürich Nord. Früher hätte man das Agglo oder Peripherie genannt. Interessant ist: Heute will man dort Stadt bauen, mit urbanen Qualitäten, die man erklärermassen in diese Quartiere bringen will. Dafür wird viel Geld ausgegeben. Man macht Planungswettbewerbe, investiert in Pärke, in eine neue Tramlinie. Und wenn man hinschaut und fragt, ob urbane Qualitäten entstanden sind, muss man sagen: leider nur in einem sehr bescheidenen Ausmass.

«Städte sind wichtig. Sie sind eine Möglichkeit, mit der Realität in Austausch zu treten.»

Kann man Stadt denken?

Ja. Man kann Stadt denken, aber nicht planen. Das ist das Problem: Man kann Stadt nur zulassen! Das Tragische ist: Wo Urbanität vorhanden ist, wird sie zerstört – durch den ökonomischen Druck und die Aufwertungsmassnahmen der Stadt. Und dort, wo man Urbanität schaffen will, kann man sie nicht herstellen. Weil man das Wesen der Urbanität nicht begreift.

Kreuzung Langstrasse und Lagerstrasse mit Blick auf die Europaallee.



ZU SIEBT IN EINER WOHNUNG EN MINIATURE

Text: Erika Keil, Stiftungsrätin Domicil

Beim Verlassen des Hauses, vor der schäbigen, stets offenen Haustüre, stürzen wir fast, der letzte Tritt der Steintreppe fehlt. Verdutzt stehen wir im Vorgarten und schauen uns noch einmal um. Dass man in einem solchen Haus überhaupt wohnen kann, ist uns ein Rätsel, aber offenbar ist dies sogar in der sauberen Schweiz und mitten in Zürich möglich. Notabene zu einem «anständigen» Mietzins.

Als wir an der Türe im Parterre klingeln, hören wir einen Schrei, wir werden offenbar erwartet. Nein, nein, es sei der Junge gewesen, antwortet Herr M. lächelnd auf meine Frage, ob man sich wegen unseres Besuches so erschrecke, er sei aus seinem Zimmer ins Wohnzimmer gehechtet, was hier leicht mit einem einzigen Sprung machbar ist.

Die Verhältnisse sind eng, ja, aber das ist nicht das Schlimmste, das sind sie sich gewöhnt, schliesslich sind sie zu siebt, und auch wenn Elieseur, der Jüngste, von einem grossen Haus für sie alle träumt, wissen sie, dass nur schon eine richtige Wohnung statt dieser engen Anordnung von Kammern auf ungefähr 80 m² das grösste Glück für sie wäre. Jetzt ist auch noch die Innenscheibe des aus seinen Angeln fallenden Badezimmerfensters in die Brüche gegangen, aber niemand kommt und flickt es, klagt Maimona, die Mutter. Und das in diesem langen, kalten Winter.

So ist es immer, mischt sich ihre älteste Tochter Maria ein, das einzige der fünf

Kinder, das in Angola geboren ist. Die machen gar nichts an diesem Haus. Wenn man kochen wolle, müsse man den Kühlschrank ausstecken, sonst falle die Sicherung raus, ergänzt Claiver, der die 3. Sekundarschule im nahegelegenen Schulhaus Liguster besucht, trocken. Sie hätten schon öfters das Wochenende über nicht kochen können, weil die vier Herdplatten ausgefallen seien, klagt Maria. Aber beim Reden übers Essen merkt man sofort, dass das Abendessen eine wichtige Veranstaltung in der Familie ist. Maria sagt, dass dann auch sie, wenn immer sie es einrichten kann, anwesend ist. Sie hat eine Lehre als Pharma-Assistentin gemacht und arbeitet jetzt im Aussendienst einer Generikafirma. Manchmal koche sie auch, aber die besten Spaghetti mache immer noch der Papa, ruft Elieseur keck herüber! Herr M. lächelt verlegen, die Kinder haben längst die Unterhaltung übernommen. Er und seine Frau kochten ab und zu afrikanisch, Foufou zum Beispiel, eine Art Couscous, Maniokblätter mit Fisch, ergänzt Frau M., eigentlich Reis und Bohnen, wirft

Claiver wieder in seiner trockenen Art ein. Ja, all das liebten sie auch, aber Lieblingsessen seien eindeutig Pizza, Pasta und Salat. Er hat ausser seiner Hautfarbe alles Afrikanische abgelegt, er war noch nie in Angola und will da auch nicht hin. Viel zu heiss, lacht er.

Eben zieht ein kalter Luftzug herein, das kaputte Fenster im Bad, bei dem man sich noch mehr als in der Küche wundert, wie sich sieben Menschen diese winzige Wohnung teilen können. Wir halten uns zu neunt im Wohnzimmer auf, in das ein Ecksofa, ein grosser Flachbildschirm und ein Esstisch für 7 Personen hineingequetscht wurden. Überall schmücken riesige bunte und grüne Plastikblumenbouquets die schmutzigen Wände. Aber die ganze Familie strahlt eine unverzagte Fröhlichkeit aus, selbst wenn sie sich über all die Zumutungen hier beklagt. Nach sieben Jahren in dieser Wohnung muss man wohl grosszügig über gewisse Dinge hinwegsehen. Die beiden mittleren Mädchen, 13- und 14-jährig, kichern unterdessen und schwatzen miteinander

der auf Lingala, ihrer Muttersprache. Ausser den Eltern sprechen alle fünf mehr oder weniger Züridütsch. Claiver sucht eine Lehrstelle als Hotelfachmann, Lusiya, welche die 1. Sek besucht, möchte gern etwas mit Medien machen, Fotografie, Bildbearbeitung oder so, und Gineta, die gross gewachsene, hat noch keine Ahnung, was sie werden will, Basketballspielerin vielleicht? Nein, nicht wirklich...

Die Kinder sind ausser dem 11-jährigen Elieseur alle Schweizer Bürger, die Eltern leben seit 18 Jahren, also seit sie in der Schweiz sind, als «vorläufig Aufgenommene, Status F» in Zürich. Wir wundern uns über die Dehnbarkeit des Begriffs «vorläufig», aber leider ist es Tatsache. Herr M. hat es mehr oder weniger aufgegeben, eine Arbeit zu finden. Vorübergehend arbeitete er im Gastgewerbe, seine Frau immerhin hat eine 50%-Anstellung beim SV-Service. Mit diesem F-Status kann man nichts machen, zuckt er die Schultern. Letztes Jahr fuhr Maria mit ihren Schweizer Geschwistern für ein paar Tage nach

Frankreich, die Eltern mussten mit Elieseur hierbleiben, ihnen sind keine Auslandsaufenthalte erlaubt.

Aber alles wäre nicht so schlimm, wenn sie endlich eine neue Wohnung hätten. Schön wäre eine 5½-Zimmerwohnung im Parterre oder im 1. Stock, mit Balkon und etwas Grün rundherum, antworten die Eltern auf die Frage, was sie denn suchen. Noch schöner, wenn es hier in der Gegend sein könnte, Oerlikon, Schwamendingen. Das sind die drei jüngsten Kinder, sie würden gern in ihren Schulhäusern bleiben. Maria zuckt die Schultern, egal, Hauptsache es geschehe bald, sie ist diejenige, die am meisten unter den schlimmen Wohnverhältnissen leidet. Trotzdem möchte sie unbedingt mit ihrer Familie zusammenbleiben, in einer Wohnung, in der sie alle Platz fänden und mit einer Küche, in der sie endlich zeigen könnte, wer die besten Spaghetti kocht!



DAS CHRISTKIND HAT PROMPT GEHOLFEN!

Text: Erika Keil, Stiftungsrätin Domicil



Über die beengten und absolut nicht kindergerechten Wohnverhältnisse der fünfköpfigen Familie H. aus dem Kosovo berichteten wir im letzten Domicil-News. Bereits wenige Monate später konnte sie umziehen!

Mutter von Aldrin, Aldina und Anita

«Hier macht es mir Spass, zu putzen und Ordnung zu halten!»

«Aldrin geht es hier viel viel besser, das ist die Hauptsache!» Der Knabe setzt sich als Superman in Pose, indem er mit seinen Fingern zeigt, was er in der Hand hat, nämlich eine gefährliche Superwaffe. Dann springt er mit einem wilden Schrei vom Sofa, Aldrin, 3 Jahre alt, ein kleiner Bub. Seine Mutter gesellt sich dazu, lacht und freut sich über den Besuch von Domicil.

«Wir verdanken Domicil so viel, ohne die Unterstützung bei der Wohnungssuche wären wir verzweifelt», sagt sie. Ihre Deutschkenntnisse haben sich nach einem Intensiv-Kurs deutlich verbessert. «Jetzt kann ich Aldrins Krankheit akzeptieren, sie ist von Gott. Unsere Schuld, dass wir ihm keine besseren Lebensverhältnisse bieten können, ist weggefallen.» Der Schimmel, die Feuchtigkeit und Dunkelheit in der alten Wohnung waren Gift für sein Asthma und seine Herzkrankheit.



Seine grosse Schwester Anita, die artig neben der Mutter sitzt, sagt leise aber bestimmt: «Ich will meinen Bruder nicht verlieren.»

Unterdessen tolen Aldrin und die 6-jährige Aldina durch die geräumige, helle Wohnung, die man, so wie sie ist, für ein «Schöner Wohnen»-Magazin hätte fotografieren können.

«Hier macht es mir Spass, zu putzen und Ordnung zu halten!» lächelt Frau H. «Früher, in der alten Wohnung hatte ich oft nicht die Energie etwas anzugehen, weil ich sah, dass es nutzlos war.» Aber nicht nur die schlimmen hygienischen Verhältnisse sind jetzt vergessen, auch die Angst, die sie dort oft hatten, ist vorbei. «Man wusste nie, wer im Haus war, die Türe unten war immer offen», ergänzt Herr H., der Getränke holt, Kaffee kocht und sich um die beiden Kleinen kümmert, während Frau H. Auskunft gibt.

Anita, immer noch neben der Mutter sitzend, erzählt von der Schule. Sie und ihre kleine Schwester waren im Ferienhort und das war eine gute Gelegenheit, neue Freunde zu gewinnen. In der

4. Klasse sei sie gut aufgenommen worden, jetzt kenne sie aber das halbe Schulhaus, freut sie sich. Sie hat jetzt ein eigenes Zimmer mit einem richtigen Pult, die beiden kleineren teilen sich das andere Kinderzimmer.

Ja, alles wäre gut, wenn... «wenn Papi endlich eine Arbeit finden würde», platzt es aus Anita heraus. «Er ist jung, er ist erst 32 Jahre alt», erläutert uns die 8-jährige ernsthaft, «er muss arbeiten». «Ich will arbeiten!» ruft Herr H., während seine Frau seufzt, «ja, das wäre dringend nötig. Ich verstehe die Schweiz nicht», fährt sie fort. «Ich meine, wir sind dankbar, wir haben alles vom Schweizer Staat bekommen, bekommen es immer noch, aber mein Mann ist gesund, er kann arbeiten, aber mit diesem F-Status will und kann ihn offenbar niemand einstellen». Er würde gern in einer Reinigungsfirma oder als Hilfsabwart unterkommen, das hat er ja schon ein Jahr lang gemacht, als der Staat ihn noch bei der Integration unterstützte. Aber seither sind drei Jahre vergangen und nichts hat sich geändert. Sie hebt die Hände und streicht ihr blondes langes Haar hinters Ohr.

Durch die neue Wohnung hat sich viel an ihrer Situation verbessert, aber es wäre schön, wenn das Christkind, welches die Autorin des Familienporträts der letzten Nummer zum Handeln aufgefordert hatte, noch eine Weile mit der Familie auf dem Sofa sitzen bleiben würde.

DOMICIL BAUT BRÜCKEN BEIM WOHNEN.

Helfen Sie mit – werden Sie Mitglied bei **DOMICIL!**



«Ein menschenwürdiges Dach über dem Kopf ist ein Grundbedürfnis und das wünsche ich mir und meinen Kindern. In unserer Gesellschaft verfügen nicht alle Menschen über eine angemessene Wohnung. Es ist für mich selbstverständlich, mich bei Domicil dafür einzusetzen.»

Marie Theres Langenstein ist Fundraiserin. Seit mehreren Jahren engagiert sie sich mit ihrer überzeugenden Art für Domicil und fördert den Kontakt zu grosszügigen Unterstützerinnen und Unterstützern.

Stiftung Domicil
Kanzleistrasse 80
8004 Zürich

Tel. 044 245 90 25
Fax 044 245 90 39

info@domicilwohnen.ch
www.domicilwohnen.ch
Spendenkonto: 87-309442-7

Wir laden unsere Mitglieder, Spenderinnen und Spender regelmässig zu exklusiven Veranstaltungen rund um das Thema Wohnen ein. Lassen Sie sich überraschen.

Mitgliederbeitrag für Private:
100 Franken

Mitgliederbeitrag für Firmen und Institutionen:
250 Franken

Ihre Mitgliederbeiträge sind das Fundament, auf dem wir jedes Jahr bauen können. Sie sind deshalb von unschätzbarem Wert. Je weniger Zeit Domicil für die Mittelbeschaffung aufwenden muss, desto energischer können wir uns für das Allerwichtigste einsetzen: dass Familien mit kleinem Budget ein Zuhause finden.

**Ebenfalls willkommen und dringend nötig: Ihre Spende!
Spendenkonto 87-309442-7**